

Zeitschrift:	Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung
Herausgeber:	Pro Senectute Schweiz
Band:	79 (2001)
Heft:	12
 Artikel:	Interview Bernhard Russi : ich spüre den Andermutter Granit in der Nase
Autor:	Vollenwyder, Usch / Russi, Bernhard
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-725813

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich spüre den Andermatt-Granit in der Nase

Seit dreissig Jahren ist Bernhard Russis Popularität ungebrochen. Als Pistenbauer, Werbeträger und Kommentator am Schweizer Fernsehen hat sich der ehemalige Olympiasieger und Abfahrts-Weltmeister die Erfahrungen aus seiner Aktivzeit zum Beruf gemacht.

VON USCH VOLLENWYDER

Sie kommen soeben von Afrika zurück – nicht gerade ein Ort, um als Pistenbauer tätig zu sein. Ich bin seit über zehn Jahren im Förderverein «Kinder in Not». Das ist ein kleines Hilfswerk. Ein Ernährungszentrum in Burkina Faso bietet rund sechshundert Kindern wenigstens zweimal in der Woche ein warmes Essen an. Jetzt wollte ich mir einmal die Arbeit vor Ort ansehen. Es war beeindruckend – sehr beeindruckend.

Warum ist Ihnen dieses Engagement wichtig? Wir haben doch alle ein Grundbedürfnis, anderen zu helfen – vor allem, wenn es uns selber so gut geht.

Sie selber stehen auf der Sonnenseite des Lebens. Ja, ich hatte tatsächlich sehr viel Glück in meinem Leben – auch in meiner Umgebung, in meiner Familie. Ich versuche aber auch, das Glück zu packen, wenn es vorbeikommt.

Bis heute haben Sie Ihr Leben der Öffentlichkeit verschrieben. Ich habe akzeptiert, dass ich mein Leben nicht einfach zurückgezogen verbringen kann und will. Seit dem Ende meiner Karriere als aktiver Skirennfahrer arbeite ich ja ebenfalls in der Öffentlichkeit.

Wie erklären Sie sich Ihre grosse Popularität, die seit drei Jahrzehnten anhält? Vor dreissig Jahren war ich zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Mein allererster Auftritt

– ich siegte mit der Nummer 15 am letzten Tag einer Weltmeisterschaft, an welcher die Herren keine Goldmedaille gewonnen hatten – war ein Glücksfall. Danach hatte meine Karriere Hochs und Tiefs, an denen das Publikum teilnehmen konnte. Schliesslich bekam ich die Möglichkeit, in der Öffentlichkeit und damit bekannt zu bleiben. Doch Bekanntheit ist kein Gütesiegel. Überhaupt nicht. Erfolg lässt sich nur daran messen, wie zufrieden jemand mit sich selber ist. Das hat nichts mit Öffentlichkeit zu tun.

Vor zwanzig Jahren sagten Sie im Magazin der Luzerner Neusten Nachrichten: «Ich will nicht, bis ich fünfzig bin, mir von

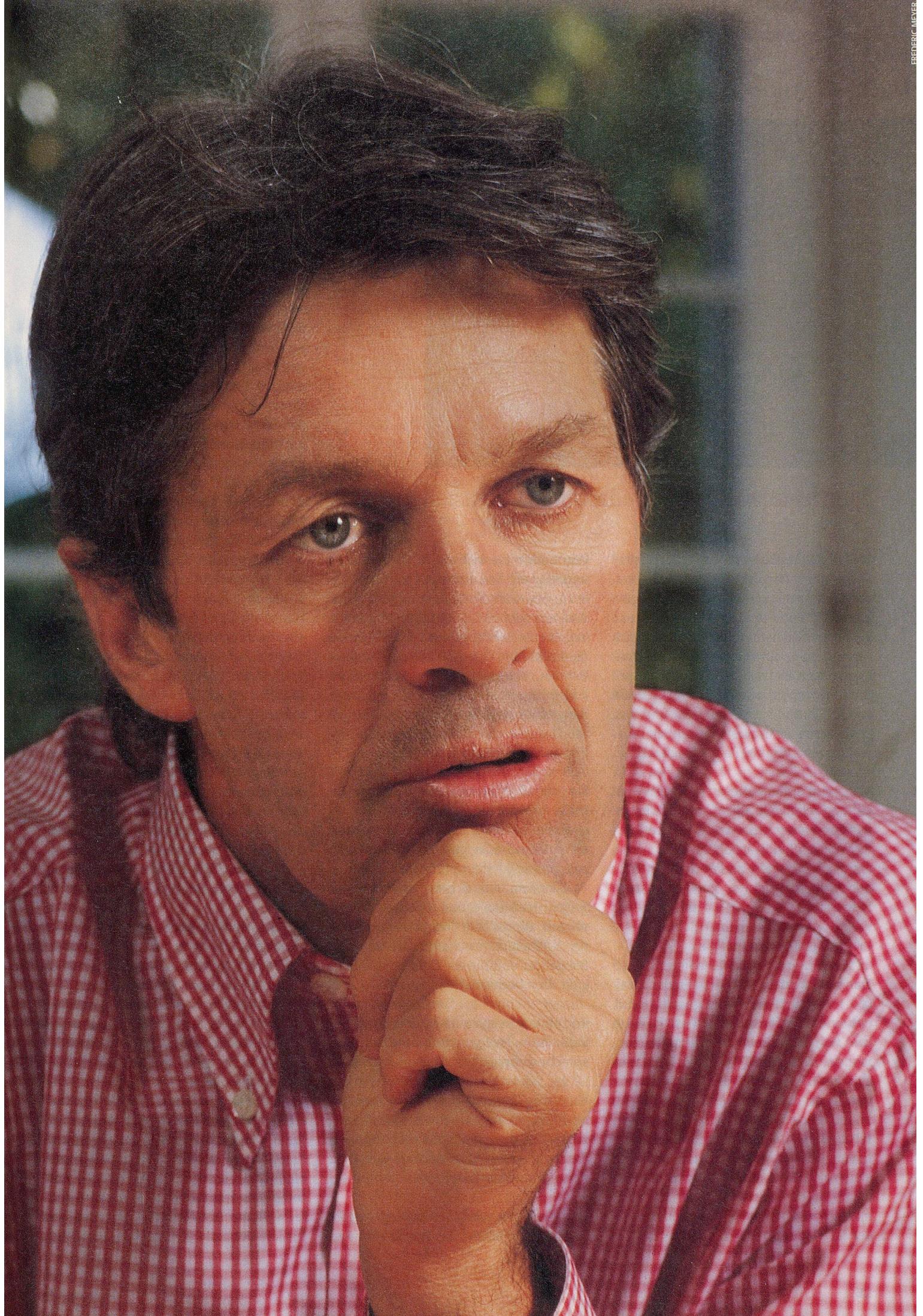
allen Plakatwänden herunter zulachen.» Jetzt sind Sie fünfzig gewesen. Damals dachte ich wahrscheinlich, mit fünfzig würde ich viel älter sein, als ich mich jetzt fühle. Die Zeiten haben sich geändert: Ältere Menschen waren noch nie so fit und leistungsfähig wie heute.

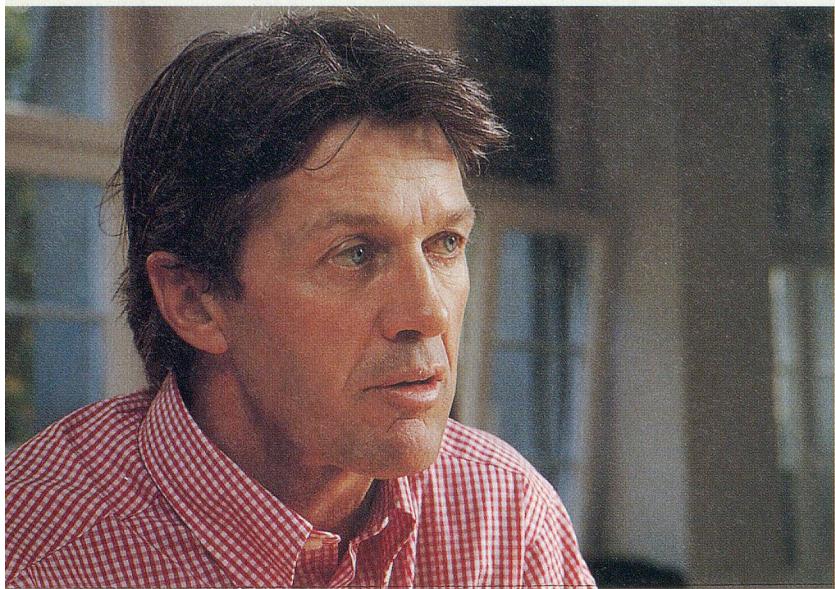
Aber irgendwann beginnt er ja doch, dieser Alterungsprozess. Für mich ist das mehr ein Reife- als ein Alterungsprozess. Selbstverständlich findet das biologische Altern statt. Doch das Leben sollte als Ganzes betrachtet werden. In jedem Alter gibt es positive Aspekte – an diesen muss man sich orientieren, ohne immer mit früher zu vergleichen.

BERNHARD RUSSI

Bernhard Russi wurde am 20. August 1948 in Andermatt geboren. Er machte eine Lehre als Hochbauzeichner, bevor er seine Karriere als Skirennfahrer begann. 1970 wurde er Abfahrts-Weltmeister in Val Gardena, zwei Jahre später holte er Olympiagold in Sapporo. An der Olympiade 1976 in Innsbruck wurde er hinter Franz Klammer Zweiter. 1971 und 1972 gewann er den Abfahrtsweltcup. Als Pistenarchitekt konstruiert Bernhard Russi heute im Auftrag des Internationalen Skiverbands (FIS) alpine Rennstrecken. Zudem ist er Verwaltungsratsdelegierter der Bogner Sport AG, Berater für Völkl-Skis und Werbeträger für Subaru und Profitline. Während der Weltcupsaison ist Bernhard Russi als Ko-Kommentator beim Schweizer Fernsehen DRS und als Kolumnist beim Blick tätig.

Bernhard Russi ist seit 1992 mit der Schwedin Mari Bergström verheiratet und hat zwei Kinder: Die neunjährige Jenny und den 21-jährigen Ian, der aus erster Ehe mit der Schweizer Skirennfahrerin Michèle Rubli stammt, welche vor fünf Jahren bei einem Lawinenunglück in Kanada ums Leben kam. Bernhard Russi ist mit seiner Familie Wochenaufenthalter im Kanton Aargau, seinen Wohnsitz hat er immer noch in Andermatt.





Sport ist eine Schulung für das ganze Leben.

Woran denken Sie, wenn Sie das sagen?

Sogar sportlich gibt es Bereiche, in welchen ich mich auch mit 53 noch steigern kann: Ich bin noch nie auf diesem Niveau geklettert wie heute. Vielleicht werde ich – wenn ich gesund bleibe – nächstes Jahr noch besser klettern. Ich lasse mich auch nicht mehr so schnell ins Bockshorn jagen. Ich atme zuerst tief ein und aus, analysiere – egal, was passiert, ich muss nicht mehr sofort auf alles reagieren.

Man wird selbstsicherer. Selbstsicherer, ja, man relativiert alles, denn das Leben wird in einem weiteren Umfeld betrachtet. Was ich heute sehe, höre und erlebe, werte ich vor einem anderen Hintergrund als vor dreissig Jahren. Ich begann auch bewusster zu leben. Ich achte mehr auf meine Gesundheit, meinen Schlaf, meine Erholungsphasen.

Das Wissen, dass ab fünfzig in der zweiten Halbzeit des Lebens gespielt wird, hat einen bestimmten Einfluss? Ja, denn nur aus dem Leben heraus lernt man, wie das Leben ist. Dazu gehört das Wissen um Geburt und Tod, dem man immer öfter begegnet. Es gilt, sich vor Augen zu halten: Unser Leben hier ist ein Gastspiel. Ich besitze zudem einen gewissen Fatalismus. Klar versuche ich mein Leben zu steuern, zu beeinflussen, etwas planend zu tun – aber ich weiß, dass ich nicht alles kann. Nicht alles lässt sich voraussehen, planen, steuern.

Wie haben Sie sich diese Gelassenheit angeeignet? Das habe ich im Sport gelernt. Sport ist die Erziehung. Für einen Athleten gibt es 24 Stunden lang jeden Tag nichts Wichtigeres als Sport, man denkt nur an seine Aufgabe, das nächste Rennen, den nächsten Anlass. Aber ob ich schliesslich das Rennen gewinne, hängt noch von vielen anderen Faktoren ab. Das gibt eine Schulung, die mit der Zeit auf andere Lebensbereiche übergeht.

Sie stammen aus einer sportlichen Familie. Ihr Vater war in den Vierzigerjahren einer der besten Schweizer Skifahrer. Hat diese Tatsache Sie geprägt? Ein bisschen schon. Als kleiner Bub sah ich seinen Preiskasten, das Schweizerkreuz – es hing in der Mitte –, und ich erkannte sehr schnell, was es bedeutet: Dass man in einer Nationalmannschaft ist, zu den Besten gehört und für ein Land an den Start geht. Das beeinflusste mich schon.

Vor einem bestimmten Rennen hat Ihr Vater dem Heiligen Bernhard ein Versprechen abgegeben. Ja. Sankt Bernhard ist der Schutzpatron der Skifahrer. Mein Vater trug immer sein Medaillon am Hosenbund. Vor einem schwierigen Rennen versprach mein Vater Sankt Bernhard, dass sein erster Sohn Bernhard und nicht wie er Pius heißen würde.

Und dieses Versprechen hat er gehalten. Das hat er gehalten. Das Unglaubliche an

dieser Geschichte: Mein Vater tat das Versprechen in Cortina, 1943 glaube ich. Und ich kam am 20. August 1948 auf die Welt, fünf Jahre später – genau am Tag des Heiligen Bernhard.

Was sagten Ihre Eltern zu Ihren frühen Triumphen? Sicher ist es ein grosser Sprung vom Nobody zum Weltmeister. Aber in meinem damaligen Lebenslauf änderte sich nicht viel. Ich hatte mein Leben schon vorher auf den Skisport ausgerichtet. Doch bin ich dankbar, dass ich einen Vater und eine Familie hatte, welche mir nicht nur auf die Schultern klopften. Sie relativierten meine Erfolge, und ich lernte von ihnen, dass es schwieriger ist zu verlieren, als zu gewinnen.

Wie gelang es Ihnen, als so junger Mensch, als Idol und Schwarm, mit dem Rummel um Ihre Person fertig zu werden? Der grosse Rummel, das Publikum – davon merkte ich auch als Olympiasieger in Sapporo nichts. Was sich zu Hause am Fernsehen abspielte, das realisiert man erst später, Jahre später zum Teil: Herrgottstärne, das war ja unglaublich, da standen die Leute nachts auf, die Familie sass vor dem Fernseher, da spielten sich Szenen ab!

Was macht denn einen heutigen Champion aus? Sechzig Prozent sind Talent, die Grundvoraussetzung für jeden Erfolg. Mit einer guten Vorbereitung, mit Training, Fleiss, einer guten Gesundheit, einer stabilen Psyche werden neunzig Prozent des Erfolgs gelegt. Der Rest ist Zicken, Spiel, Zufall, Glück.

Welches sind die grössten Unterschiede zwischen dem heutigen und dem früheren Skirennsport? Die Betreuung ist ganz anders geworden. Stundenmässig trainieren die heutigen Rennfahrer kaum mehr als wir damals. Aber sie trainieren anders, viel wissenschaftlicher und viel effizienter.

Kann ein Gegner auch zu einem Freund werden? Ja. Ich bin stolz darauf, dass Franz Klammer zu einem meiner besten Freunde geworden ist. Wir haben gegeneinander gekämpft, hatten die gleichen Interessen und haben uns schätzen gelernt. In der Abfahrt weiß jeder, welche Risiken der andere eingeht.

Sie sind Pistenarchitekt, Ko-Kommentator beim Fernsehen, Kolumnist beim Blick, arbeiten in der Werbung und in verschiedenen Firmen. Welche Ihrer Tätigkeiten ist Ihnen die liebste? Am liebsten analysiere ich – beim Fernsehen. Das ist ein herrliches Medium. Ich kann mich ergötzen an den schönen Bildern, die es da zu sehen gibt. Hier und da erwache ich nach einer Stunde vor dem Bildschirm und habe noch nichts gemacht, nur Bilder angesehen.

Wie schaffen Sie es, kleinste Details in Bruchteilen von Sekunden zu erkennen? Es ist einfacher, eine Fahrt zu analysieren, wenn man sie selber im Gefühl hat, sie auch schon gefahren ist. Es gibt kaum ein Rennen, kaum eine Trainingsfahrt, die ich nicht gesehen habe. Das gibt ein unheimlich sensibles Gespür für die Rennen. Ich spüre einen Fehler schon im Ansatz, aus der Bewegung heraus. Zudem kenne ich praktisch jeden einzelnen Fahrer.

Sie fahren vor einem Rennen auch immer noch mit der Kamera den Berg hinunter. Ist das Risiko, Nostalgie oder Job? Es gehört zu meinem Job, dass ich die Abfahrt mit der Kamera mache – solange ich kann. Ein kleines Restrisiko bleibt immer, denn das Tempo, das ich fahre, beträgt 120 Stundenkilometer. Einen gewissen Nervenkitzel spüre ich auch: Die Piste ist frei, für mich ganz allein da. Und die Erinnerung trägt mich: Ich weiß genau, wo die Tore stehen, ich kenne jeden Schatten, weiß, wo es hell, wo dunkel ist, ich weiß, wer wo steht.

Wer gewinnt die Olympiaabfahrt in Salt Lake City? Ich weiß es nicht. Die Abfahrtstrecken sind alle ein bisschen ähnlich geworden: sehr anspruchsvoll, sehr technisch. Vom Können her sind fünf, sechs Typen fähig, sie zu gewinnen. Hätte Hermann Mayer fahren können, müsste man ihn als Top-Favoriten einsetzen. Ich bin sicher, dass wir mit Silvano Beltrametti und Didier Cuche auch zwei ganz heiße Eisen im Feuer haben. Dann werden sicher vier Österreicher in Frage kommen. Und ein ganz heißer Siegesanwärter ist auch Lasse Kjus. Aber jetzt habe ich einfach alle möglichen Namen aufgezählt – und das kann nun wirklich jeder und jede.

BILDER: FREDERIC MEYER



Andermatt ist das schönste Skigebiet überhaupt.

Welches sind denn Ihre Anforderungen an eine gute Rennstrecke? Die wichtigste: Der Athlet muss die Entscheidung mit seinen fahrerischen Fähigkeiten herbeiführen können. Dazu muss das Gelände schwer und die Strecke mit Links- und Rechtskurven, mit Flachstücken, mit hohen und niederen Tempi ausgeglichen sein. Und selbstverständlich muss auch die Sicherheit gewährleistet sein.

Welche Piste ist für Sie die absolute Top-Strecke? Die gibt es nicht. Es kommt auf die Verhältnisse an. Kitzbühl kann leicht sein – bei Neuschnee und einer weichen Unterlage. Und kann brutal schwer sein, wenns am Abend vorher geregnet hat und es minus zehn Grad wird. Der Charakter einer Piste macht vielleicht sechzig Prozent aus, danach machen die Verhältnisse die Piste zu dem, was sie ist.

Was können Sie als Pistenbauer für eine optimale Piste tun? Ich kann die Voraussetzungen für eine möglichst optimale Piste schaffen. An einem guten Berg brauche ich nichts zu machen, da bestimme ich nur die Streckenwahl. An einem ungeeigneten Berg muss ich kosmetisch nachhelfen, Sprünge einbauen oder das Gelände modellieren. Dabei gilt es mit allen Beteiligten zu diskutieren und nach Kompromissen zu suchen.

Wegen Ihrer Tätigkeit waren Sie schon fast überall auf der Welt. Und trotzdem

zieht es Sie immer wieder zurück nach Andermatt? In Andermatt sind meine Wurzeln. Im Sommer spüre ich seinen Granit in der Nase, ich rieche ihn, wenn ich in seine Nähe komme. Im Winter sind es das rauhe Klima, die Kälte, der Schnee. Zudem hat sich Andermatt seit meiner Kindheit kaum verändert. Für mich ist es das schönste Skigebiet überhaupt, weil es so klein geblieben ist. Ja, was soll ich noch sagen? Die Welt ist auch schön. Aber es gibt noch so viele Plätzchen in der Umgebung von meinem Andermatt, so viele Gipfel, die ich nicht bestiegen habe, Routen, die ich nicht geklettert bin – dass ich jedes Jahr noch mehr dort oben sein möchte. Wenn ich sage: Ich gehe heim, wir gehen heim, dann ist Andermatt gemeint.

Schützen Sie sich in Andermatt auch vor der Öffentlichkeit? Ich plane meine Zeit gut, ich muss mit ihr zureckkommen. Bei all meinen Beschäftigungen ist ja noch meine Familie da, die ich pflege und die mir wichtig ist. Meine Frau und meine Kinder sind auch gerne in Andermatt. Die Natur schützt uns, das stimmt. Wenn wir z'Berg gehen, sieht uns manchmal tagelang niemand. Zudem sind wir in Andermatt wie alle andern Leute auch. Im Restaurant steht niemand auf, nur weil ich jetzt hereinkomme. Da spüre ich: Das sind meine Freunde, meine Beziehungen – die sind da, selbstverständlich, einfach so.